

WON ISTVAN EÖRSI
er Ungarn begreifen will, braucht nur ein einziges Geheimnis zu ergründen: wie es kommt, daß dieses Land immer noch existiert. Die Ur-Ungarn siedelten sich vor fast 1100 Jahren im Karpa-

tenbecken an; in der christlichen Umgebung gaben sie zwar bald ihren heidnischen Glauben auf, aber unter den slawischen und germanischen Völkern stachen sie durch fremde Sitten und eine isolierte Sprache hervor. In den letzten 450 Jahren bedrohten verschiedene Großmächte – Türken, Österreicher, Deutsche, Russen – die Existenz der Ungarn, und in diesem Zeitraum verlor die Nation alle Revolutionen, Freiheitskämpfe und Kriege.

Was also hielt sie am Leben? Ihre Anpassungsfähigkeit, die gelegentlich in Liebedienerei ausartete? Ihr trotziges „Nun erst recht!“, das sie nicht selten zu Heldenmut bewegte? Beides zusammen? Oder war die Situation so absurd, daß ihre Beseitigung erst recht eine Absurdität gewesen wäre?

Was für das Land gilt, gilt erst recht für die Hauptstadt: Paradoxien überall.

Zum Beispiel: Alle Bahnlinien, alle Straßen führen nach Budapest.

Die Stadt ist nicht nur das Zentrum des Landes, sondern auch der Stützpfeiler seiner Wertehierarchie. Nach Budapest fährt und reist man immer „hinauf“ – auch wenn man aus dem Norden kommt. Jeder fünfte Ungar lebt in der Hauptstadt. Was in Kultur oder Politik an Wichtigem geschah, ging 150 Jahre lang fast ausschließlich von Budapest aus.

Doch zugleich ähnelt die Stadt einem zu schnell gewachsenen Halbwüchsigen, dem die Eltern nicht fix genug Kleider nachkaufen können. Die Hose reicht nur bis zum Knie, die Jacke kneift unter den Achseln, die Hemdknöpfe werden vom Brustkorb gesprengt. Wohnungsmangel, Krankenhausmangel, Telefonmangel, Kinderkrippen- und Kindergartenmangel. Tausende, Zehntausende Häuser werfen den Putz ab. Die vor Not und Elend in mehreren Wellen nach Budapest geflüchtete Landbevölkerung hat das Dorf verloren, aber die Stadt nicht gewonnen.

Der zu schnell gewachsene Halbwüchsige wird vor lauter Anstrengung, sich selbst einzuholen, frühreif, nein, schlimmer: Er altert zu früh. Das Quellwasser, das im Budapester Wassernetz zirkuliert und einst Wunderkräfte besaß, stinkt heute nach Desinfektionsmitteln.

Die paradoxe Situation läßt sich an vielen Beispielen veranschaulichen. Beginnen wir damit, daß Budapest seit Anfang des vergangenen Jahrhunderts ein Mittelpunkt der europäischen Dichtung ist. Hier wirkten Poeten von Rang, die jedoch wegen der sprachlichen Isolation von Europa nie zur Kenntnis genommen wurden. So mußten sie für den einheimischen Provinzialismus schreiben, der sie natürlich zu spät oder überhaupt nicht verstand.

Oder: 1919 verlor Ungarn seinen Zugang zum Meer und wurde danach 25 Jahre lang von einem *Admiral* namens Horthy regiert.

Oder: Die Monarchie erlosch vor 70 Jahren, doch heute wollen wir den längst kompromittierten Sowjetstern im Staatswappen durch die Krone ersetzen.

Oder: Die Provinzintelligenz übersiedelt so schnell sie kann nach Budapest und beschimpft und geißelt hier prompt die dem ungarischen Wesen fremde, die überhaupt

Nach 40 Jahren Stalinismus ist Budapest in Aufbruchstimmung

WARTEN AUF DEN ZWEITEN FRÜHLING

fremde, die deutsche, jüdische, zigeunerische Stadt.

Wie neidisch war ich früher auf jeden westlichen Touristen, der Budapest besuchte. Am ersten Nachmittag bummelte er durch die Innenstadt, die Einheimischen waren gut gekleidet, und die Jugend führte sich genauso auf wie die Jugend im allgemeinen; bei ihnen entdeckte der Besucher kaum die grauen Spuren des Kommunismus. In den Buchhandlungen fand er Kafka, Proust, Joyce und sogar Nietzsche. Er betrachtete die Auslagen in der eleganten Váci utca, und als es Abend wurde, sah er aus dem Fenster seines Luxushotels an der Donau den malerisch schönen Burgberg mit seinen restaurierten Palästen und dachte wohl, daß diese Ungarn ja fast menschlich lebten, fast so wie er selbst.

Sehr schade, daß sich die Touristen nie ein Taxi nahmen, um beispielsweise in den X. Bezirk zu fahren, nach Kőbánya. Dort hätte sich der unternehmungslustige Besucher aus respektvoller Entfernung ein Gefängnis anschauen können, hinter dessen Mauern nach 1956 auch der Autor dieser Zeilen gesessen hat. Daneben befindet sich ein großer Friedhof, und in dessen hinterstem Winkel wäre der Tourist in ein eigenartig verwildertes Gebiet geraten. Unkraut, Gestrüpp, Erdvertiefungen – nirgends ein Grabstein oder Grabhügel. Hier, auf der Parzelle 301, lagen wie Kadaver verscharrt Hunderte von politischen Häftlingen, die nach der Revolution von 1956 hingerichtet worden waren. Die Parzelle 301 war 30 Jahre lang so etwas wie eine Pestbeule am Körper der Stadt, des Landes.

Hätte es unseren Touristen hierher verschlagen, wäre er vielleicht zu Fuß in die Innenstadt zurückgegangen. Unterwegs hätte er die verfallenden Häuser an den Kőbányaer Gassen besichtigen können, die löchrigen Straßendecken, die gespenstische Beleuchtung, das Funzellicht, das aus den Spelunken drang.

Die oft himmelschreienden Gegensätze zwischen Innenstadt und Vorstadt sind keine Budapester Spezialität, die gibt es auch anderswo.

Aber die Verlogenheit *unseres* innerstädtischen Idylls hat doch eine eigene Qualität. Und warum? Wir haben jahrelang von Krediten gelebt, aber statt mit den Dollarmilliarden die Wirtschaftsstruktur zu ändern, haben wir nur Lücken gestopft – als ob man die bröckelnden Mauern der Häuser in Kőbánya einfach nur überstreichen würde, damit man die Risse nicht mehr sieht.

Die Bevölkerung spürte bereits Anfang der achtziger Jahre, daß es bergab ging. Den Touristen jedoch behagte es, daß man in der „fröhlichsten Baracke des Ostblocks“ fast menschlich lebte. KP-Chef Kádár hatte Mitte der sechziger Jahre mehr Fleisch und mehr Freiheit im Tausch für die Anerkennung der Macht seiner Partei versprochen – und tatsächlich, er hielt Wort. Auf diese Weise bewies er, daß Osteuropa humanisierbar war. Die Westeuropäer brauchten sich also keine Vorwürfe zu machen: weder wegen der 1945 sanktionierten Spaltung Europas, noch weil sie nach der Niederschlagung der ungarischen Revolution und des Prager Frühlings zur Tagesordnung übergegangen waren.

Das ungarische Volk, zutiefst gedemütigt von den Vergeltungsmaßnahmen nach 1956, nahm in Ermangelung einer Alternative das Angebot Kádárs mit schlechtem Gewissen an. Da jedoch nur Einzelpersonen mit einem schlechten Gewissen leben können, Generationen und Nationen aber auf Dauer nicht, versuchten sich die Intellektuellen, den Lebensbedingungen seelisch anzupassen. So wurde aus János Kádár, dem „einzig möglichen Übel“ irgendwann das „kleinere Übel“. Kurz darauf hieß es „gar nicht so übel“, später „ganz gut“ und schließlich „verhältnismäßig großartig“, und unterdessen besserten sich die Lebensbedingungen tatsächlich.

Doch als Mitte der achtziger Jahre die Preise sprunghaft zu steigen begannen, schüttelten sich die Menschen und gewannen ihr Gedächtnis zurück. Ich weiß nicht, ob zwischen dem Gedächtnis und den Preisbewegungen ein wissenschaftlich nachweisbarer Zusammenhang besteht, aber auf einmal sprachen alle über 1956, und Kádár mußte gehen.

Heute braucht ein Tourist nicht mehr nach Kőbánya zu fahren – auch die Innenstadt bietet inzwischen ein weniger strahlendes Gesicht dar. In den Geschäften hinter den Luxushotels gibt es immer noch Ware in Hülle und Fülle, aber jetzt betteln nicht mehr nur die Roma, sondern auch einfach gekleidete alte Frauen. Manche sind Anfängerinnen, wie ihre schüchterne Handhaltung und ihr verlegenes Gemurmel verraten.

Im Café Gerbeaud am Vörösmarty tér finden auch heute noch an den Marmortischen regelrechte Hutaussstellungen statt. Dann bemächtigen sich die alten Damen des Terrains, plauschen unter braunen, blauen, grünen, roten, gelben, gefiederten und ungefederten Hüten. Sie sitzen da wie ihre Mütter und Großmütter, doch müssen sie nun meist auf die vielgerühmten Schleckereien des Gerbeaud verzichten, die Parfaits, die Obsttortenstückchen, das Sahngebäck. Stundenlang halten sie sich an den Ufern einer Tasse Kaffee fest. Sie sind pensioniert, und das heißt bei uns heute: arm.

Vor dem Gerbeaud steht Vörösmarty. Ich muß wohl erklären, wer Vörösmarty war. Er wurde 1800 geboren, kam mit 22 nach Pest und rückte schnell in den Mittelpunkt des Literaturlebens. Pest machte bewegte Zeiten durch. Ziel der bürgerlichen Auführer war die nationale Idee; eine Nationalindustrie sollte her, Nationalhandel, Nationalsprache, mehr Unabhängigkeit von Österreich, Freiheitsrechte. Die Reformbestrebungen mündeten in den Freiheitskampf von 1848, Vörösmarty wurde Abgeordneter.

Nach der Niederlage mußte er sich verstecken und schrieb bis zu seinem Tode 1855 geniale, verzweifelte Gedichte. Er war einigermaßen wirt im Kopf, vermutlich hatte er Syphilis, er rührte sich kaum noch aus den Kneipen, kümmerte sich nicht um seine junge Frau. Täglich brachte er ein, zwei Gedichte zu Papier und zerriß sie wieder, mit einigen hatte er glücklicherweise Erbarmen.

Dieser Vörösmarty steht seit 1908 mit nichtssagendem Denkmalsgesicht mitten auf dem nach ihm benannten Platz, der unablässigen Kri-

tik von Spatzen und Tauben ausgesetzt. Von Zeit zu Zeit wird ihm der Kopf gewaschen, und man erkennt wieder, daß er Dichter ist und keine Kleiderpuppe in einer Freilicht-Modausstellung. Im Winter lassen die Denkmalschützer eine große, schmutziggraue Plane über ihn werfen, die phantastische Verkleidung wird hinten zusammengebunden, und schon sehen wir ihn gesichtslos und unförmig aufragen. Dieses Monstrum unter der Plane ist also der Dichtergenius der Ungarn, ein entstellter Gigant unter kahlen, vogelgelosen Ästen, eine über alle regulären Formen hinauswuchernde Kraft.

Ungefähr 800 Meter von Vörösmarty entfernt steht an der Elisabethbrücke ein junger Mann bescheideneren Ausmaßes auf einem schmalen Sockel. Natürlich ist auch er ein Dichter: Sándor Petöfi, der es schaffte, beim Fehlschlagen des Freiheitskampfes 1849 im Alter von 26 Jahren den Heldentod zu sterben. Das ungarische Volk vermochte sich damit nicht abzufinden, es wartete noch jahrelang auf seine Heimkehr; mit der Zeit wuchs er zum Symbol der Jugendlichkeit, der Dichtung und der revolutionären Idee heran. Als feststand, daß er nicht in irgendeiner Bleierzgrube Sibiriens schmachtete, wurde ihm 1882 ein Bronzedenkmal errichtet, das jenes nichtssagend leere, aber nicht sonderlich störende Pathos des ausgehenden Jahrhunderts verströmt.

Die Maßnahme erwies sich als sehr praktisch, denn seitdem weiß die Budapester Jugend, wohin sie zum Demonstrieren gehen muß. Besonders zufrieden sind die Studenten der Philosophischen Fakultät, denn für sie ist es nur ein kurzer Spaziergang bis zum Petöfidenkmal.

Am 15. März 1942, dem Jahrestag des Freiheitskampfes, fand hier eine antifaschistische Demonstration statt, am 23. Oktober 1956, dem ersten Tag der Revolution, sprach hier der Schriftsteller Tibor Déry zu einer riesigen Menschenmenge, die ihn freilich nicht verstand, weil es keine Verstärker gab.

Heute versammelt sich an jedem 15. März die national gesinnte Ju-

gend am Petöfidenkmal, umringt von gereizten Polizisten und Arbeitermilizionären. Auf das unbedeutende Kunstwerk senkt sich dann der große Geist seines Namensgebers herab.

Die Budapester Denkmäler erzählen uns etwas von den Niederlagen unserer Vorväter – kein Volk ist im Verlieren so erfahren wie die Ungarn –, die Seele der Stadt aber deuten sie nicht einmal an. Über die erfahren wir in den Hausfluren am Leninring viel mehr. In den tiefen Durchgängen zu den Höfen blühen und gedeihen kleine Läden der Privatwirtschaft, Knöpfe, Schuhe, Kleider, Zigaretten, und in den Hauseingängen reiht sich ein Briefkasten an den anderen, darauf Namen, aufgeklebt, aufgekrizelt, überklebt, durchgestrichen, drunter und drüber geschrieben, mit Bleistift, mit Kugelschreiber, die Buchstaben eingekratzt oder eingraviert, kaum entzifferbar. Ein Kampf tobt um die Wohnungen. Um jeden Quadratmeter.

In Budapest kann man nicht mal in Ruhe sterben, weil sich vor der Tür schon lauernd die Suchenden drängen. Es gibt Wohnungen, wo die Eltern in der Küche hausen und je ein Kind in jedem Zimmer, samt Ehepartner und eigenen Kindern.

Viele dieser Altbauwohnungen mit Stuckverzierung und meterhohen Wänden aber künden auch von einstiger Pracht, und es gibt Flure, die mit Putten und Portalen, mit Wand- und Deckenmalereien so verziert sind, daß man sich wie in einer Readers-Digest-Version der Sixtinischen Kapelle vorkommt.

Ich selbst wohne in einer etwas größeren Wohnung, in einem Haus mit umlaufender Galerie im Innenhof, wie sie zu allen alten Mietshäusern in Budapest gehört. Schreitet man die Galerie ab, so umrundet man einen ganzen Häuserblock mit rund 15 Wohnungen auf einer Etage. Vor 80 Jahren war unser Geschoß eine einzige Wohnung, sie gehörte einem Baron Ullmann. Mit der Zeit wurde sie aufgeteilt. Aber selbst wenn man die Wohnungen durch mehrfaches Teilen tatsächlich vermehren könnte, bliebe der Mangel katastrophal. Um die Jahrhundertwende hatte

Budapest 733 358 Einwohner, das Statistische Jahrbuch 1987 nennt 2 093 500.

Die Stadt ist zwar größer als damals, aber wenn man bedenkt, wieviel Wohnungen in den Revolutionen und Weltkriegen vernichtet wurden, wieviel Elendsquartiere abgerissen werden mußten und wie wenig Geld wegen der Industrieentwicklung für den Hausbau übrig blieb, dann verstehen wir die endlosen Reihen von Briefkästen besser.

Der Staat versucht, die soziale Not durch den Bau neuer Siedlungen zu lindern. Diese Neubaugebiete brauche ich nicht zu schildern: Sie sind keine ungarische Spezialität. Nur sind bei uns die Zwischenwände womöglich noch dünner und die Zimmer noch winziger, weil man spart, was nur einzusparen ist. Zwischen den Blöcken: kleine Spielplätze, kleine Grünanlagen, hier und da eine (selten funktionierende) Telefonzelle, das karge Gras voller sanfter Hundebotschaften.

Solche Siedlungen baut man selbst in den traditionell schönen Gegenden von Buda. In Altbuda zum Beispiel, wo man in den sechziger Jahren alles abriß und die freigemachten Flächen mit genormten Allerweltsbauten vollstellte. Aus dem stimmungsvollen Altbuda wurde ein nichtssagendes Kaltbuda.

Und damit wir nicht vergessen, was uns verloren ging, wurde der Hauptplatz in seinem früheren Prunk wiederhergestellt: das Schloß der Grafenfamilie Zichy, die altertümlichen Gasthäuser, das Kopfsteinpflaster, der Brunnen in der Mitte, die graziösen Laternen. Das alles erinnert daran, wie schön diese steinerne Einöde sein könnte.

Die Reichen von Budapest, sie wohnen auf dem Rosenhügel, der sich auf der Budaer Seite über die Donau erhebt. Hier siedelte man sich seit der Jahrhundertwende „oben“ an, und dieses „oben“ bezog sich nicht nur auf die Höhe über dem Meeresspiegel. Kein Wunder also, daß sich nach 1945 auch die neue herrschende Klasse hier niederließ, die Funktionäre, und ab 1985 die Kleinkapitalisten des Reform-Ungarn. Auf dem Rosenhügel schlossen alte

und neue Privilegienträger ihren Frieden, und die Architekten der neuen Bauherren waren sich ihrer nationalen Traditionen bewußt. Die Säulenportale und Gewölb Bögen, die Holztürme und blumenreichen Volkskunstmotive, wie sie von alten Landsitzen bekannt sind, mögen ästhetisch anfechtbar sein, doch sie entsprechen voll und ganz den internationalen Geschmacksrichtungen der Neureichen. Früher versüßte der Landadel seine Volksverachtung mit der Liebe zur Zigeunermusik, zum Volkstheater und zur Operette; heute zeigen die reichen Kleinbürger ihre Liebe zum Magyarentum mit pseudo-ungarischer und pseudobäuerlicher Architektur.

Mit welcher Maßeinheit könnte man die Distanz zwischen einer Villa auf dem Rosenhügel und einem grauen Mietshaus in der Ferencváros messen? Dieses Arbeiterviertel im Südosten der Stadt wurde seinerzeit durch eine ausgezeichnete Fußballmannschaft beinahe weltberühmt. Ihre legendär rechtsgerichtete, fanatische Anhängerschaft brachte mit drastischen Mitteln jeden zur Reason, der sich unter sie mischte und den Gegner anfeuerte. Ich wurde als Zwölfjähriger von zwei Bengeln zusammengeschlagen, als meine Mannschaft in einem entscheidenden Spiel gegen ihr Team ein Tor schoß und ich meine Freude darüber nicht verbergen konnte.

Unlängst brachte ich jemandem in Ferencváros ein Paket aus München mit, aber die genaue Adresse wußte ich nicht mehr. Verloren irrte ich zwischen den bröckelnden Häusern umher. Nur ein Bau war in Ordnung gebracht worden, doch da sah ich lieber nicht rein, denn es war eine Polizeistation, und es hat sich mir tief eingepägt, daß man dort leichter hinein- als herauskommt.

Ich trat in das Nachbarhaus. Nirgends ein Namensschild oder ein Briefkasten. Der Flur führte auf einen großen Hof mit einer Rasenfläche und drei kümmerlichen Bäumen. Kinderspielzeug lag umher. Der Durchgang zum Hof war tief wie ein Tunnel, der Putz längst abgebröckelt; in einem löchrigen Eimer sproß Gras, eine ausrangierte Hose,

die an einem Ast schaukelte, zeugte von der Nähe menschlichen Lebens.

Auf der Galerie des Obergeschosses erschien ein Hüne, stützte sich mit den Ellbogen auf das eiserne Geländer und sah mich an. Ich fragte nach der Adresse, doch statt zu antworten, ging er auf das Treppenhaus zu, trotz der Kälte nur im blauen Turnhemd, auf dem Kopf eine Schirmmütze, und ließ mich nicht aus den Augen. Mir schien es klüger, nicht zu warten, bis er unten war und eilte auf die Straße. Vorn dampfte ein frisch gesetzter Haufen menschlicher Exkremente. Das war an einem Sonntagvormittag, gegen elf Uhr.

Nach diesem Ausflug kehrte ich zur Ringstraße zurück, die im Halbkreis von der Margaretenbrücke bis zur Petöfibrücke die inneren Bezirke von Pest umarmt. Hier fühle ich mich heimisch; die neoklassizistische Anmut der Paläste, die mit billigen Schmuckelementen einen nie vorhandenen Reichtum vorgaukeln, ist mir vertraut. Auch ihre Wunden sind es. Stadthistoriker wüßten vielleicht zu sagen, ob ein Loch auf die erbarungslose Arbeit der Zeit zurückzuführen ist. Oder auf ein Schrapnell des Zweiten Weltkriegs. Oder eine MP-Salve von '56.

In manchen Wohnungen an der Ringstraße traf sich noch vor zwei, drei Jahren heimlich die Opposition und ließ ihren nicht zu verachtenden Witz auf Partys aufblitzen. Bis zu 100 Personen saßen auf Stühlen und Betten im dichten Rauch der Zigaretten; in der Küche oder auf dem Schreibtisch ein großer Topf Schmalz, dazu Zwiebeln, Brot, Paprika, Radieschen. Nicht zu zählen die von den Gästen mitgebrachten Flaschen Wein, jede mit einem anderen Etikett, und wer Bescheid wußte, holte sich die Schnapsflasche hinter der Lexikonreihe hervor.

AUF DEM ROSENHÜGEL TREFFEN SICH DIE REICHEN DES ALTEN UND DES NEUEN UNGARN

In dem Durcheinander flogen Ideen hin und her, ketzerische Gedanken, Pläne, sarkastische Anekdoten über die Mächtigen, kurz: die verbotsbelegte Politik und Kultur übten eine nahezu erotische Anziehungskraft aus, und die Erotik der zusammengepreßten Körper gewann politische Bedeutung.

Mag diese Beschreibung auch nostalgisch anmuten, ich wünsche mir die Romantik des Verfolgtseins nicht zurück. In den vergangenen Monaten ist eine oppositionelle Organisation nach der anderen entstanden, Klubs, Vereine und Parteien, die ihre Veranstaltungen mit Wandaufklebern ankündigen. Nach 40 Jahren Unterdrückung macht sich ein Land auf, die Vergangenheit abzuschütteln.

Die wenigen Privatpersonen, die am 4. November 1956 auf sowjetisches Verlangen die Revolution niederschlugen, nannten sich scherzhaft „Revolutionäre Arbeiter-und-Bauern-Regierung“. Diese Benennung wurde von allen geistig normalen Staatsbürgern 30 Jahre lang so interpretiert, daß von erwähnenswerten Veränderungen nicht einmal zu träumen war. Den Reformperioden folgten Gegenreformmaßnahmen, wie nach dem Frühjahr der Sommer kommt. Die herrschende marxistische Ideologie lockte mit dem Absterben des Staates, während sie zugleich alle Bereiche des Lebens ihrer Kontrolle unterzog: „Wahl“ bedeutete „Ernennung“, „Interesse der Demokratie“ bedeutete „Machtinteresse“, „Internationalismus“ die dienerische Befolgung des jeweiligen sowjetischen Kurses und so weiter.

Als eine Art Humorist genoß ich es, daß sich die gesamte erwachsene Bevölkerung eines Landes dümmere stellte als sie war. Klug hatten wir begriffen, daß Dummheit in unserem elementaren Interesse lag. Mich ärgerte manchmal, daß der eine oder andere Intellektuelle mit Begeisterung dumm war oder scharfsinnig nachwies, daß Dummheit eigentlich von Verstand zeugte. Aber amüsieren konnte ich mich über ihn, und das entschädigte mich für alles.

Jetzt können wir, wenn wir wollen, klug sein – aber was bringt es uns ein? Früher stellte man uns die Zielschei-

be hin, aber wir mußten die Augen schließen. Jetzt können wir sie öffnen, sogar eine Pistole drückt man uns in die Hand, aber die Zielscheibe ist weg. Wir haben die Redefreiheit, ich kann gewissermaßen schreiben, was ich will. Mit meinen bisher untersagten Forderungen trommle ich an offene Türen, Tag und Nacht, aber ich trete nicht ein, weil ich nicht weiß, was hinter den offenen Türen wartet. Eine Minensperre? Ein Blumengarten? Weitere Türen?

Die Menschen auf den Straßen geben sich jetzt anders: Sie sind freimütiger, aber auch reizbarer. Die Preiserhöhungen haben ihnen die Zunge gelöst. In der prunkvollen Markthalle am Tolbuhin-Ring kaufen alte Frauen das billigste, das knochenreichste, das jämmerlichste Fleisch. Andere sammeln Abfälle.

Das Angebot ist immer noch reich, Girlanden aus Dauerwürsten, Berge von Obst, poetische Zwiebelkränze. Aber der hartnäckige Vormarsch der Armut ist nicht zu übersehen. Gelegenheitsbettler warten stumm auf ein paar Forint zum Einkauf. Ich erwarte Gäste und gehe einkaufen, zehn Kilo Eßwaren insgesamt, am letzten Stand verlange ich, der privilegierte oppositionelle Schriftsteller, drei Kilo Rindfleisch. „Packen Sie es so ein“, sage ich, „daß ich es bis zum Auto tragen kann“, und ich spüre, wie um mich herum die Blicke härter werden.

Die neue Zeit. Es kommen die Manövrierer und die Anpasser; solche, die für Geld lügen und andere, die sich mit dem Ziegelstein an die Brust klopfen, den sie uns früher über den Schädel gehauen haben. Es kommen auch die Rassisten. „Verschwindet aus Ungarn“, sagt der Bauernschriftsteller zum jüdischen Philosophen, „denn wenn wir an die Macht kommen, müssen wir euch kaltmachen. Wir glauben nicht, daß ihr verzeiht, was wir euch 1944 angetan haben.“

BEIM TELEFONIEREN KLICKT IMMER NOCH DAS ABHÖR- GERÄT

Ich schlendere nachts durch die Innenstadt; gutgekleidete Touristen, ein paar Mädchen mit unzweifelhaften Absichten, zwei Polizisten, die sich leise unterhalten. Zwei junge Burschen und ein Mädchen nahen, alle ärmlich gekleidet. Die Polizisten treten zu ihnen, salutieren und lassen sich die Papiere zeigen. Seit 30 Jahren behelligen sie immer nur die ärmlich Aussehenden, die Roma und die alleinschleudernden Frauen. Zwar ist, höre ich, die Arbeiterklasse an der Macht, aber wer nicht gut gekleidet auftritt, ist verdächtig. An diesem Polizeiprinzip hat sich nichts geändert.

Und sonst? Wann immer ich telefoniere, klickt vor dem ersten Rufsignal das Abhörgerät. Vor einigen Jahren hat mir ein alter Fernsprechmechaniker nach dem dritten Glas Slibowitz erzählt, in unserem Haus sei irgend jemand sehr verdächtig. Für den gebe es ein Abhörgerät, sagte er nach dem vierten Slibowitz, nicht in der Wohnung, nein, im Verteilerschrank im Hausflur, und das Gerät halte auch die von dem Betreffenden angerufenen Zahlen fest. Er habe keine Ahnung, wer sich da so verdächtig gemacht habe, sagte er, während ich ihm das fünfte Glas einfülle, aber er an dessen Stelle wäre sehr vorsichtig.

Auch eine Briefzensur gibt es. Deren Zentrum befindet sich, wie es heißt, im Postamt am Ostbahnhof. Die Zensoren arbeiten so nachlässig – vielleicht soll es eine Drohung sein –, daß man über ihr Interesse nicht im Unklaren bleiben kann. Ich habe schon Briefe bekommen, die an beiden Seiten aufgeschnitten waren.

Von einem ausländischen Journalisten hörte ich folgende Geschichte: Er war in den Fahrstuhl seines Luxus-hotels gestiegen, um im Erdgeschoß schwimmen zu gehen. Zufällig drückte er den Knopf für das Souterrain, und als er eine Tür öffnete, bot sich ihm ein phantastischer Anblick: In einem großen Raum liefen geräuschlos Dutzende von Tonbandgeräten. Erschrocken floh er in sein Zimmer zurück und kam nicht einmal auf die Idee, mit dem Fotoapparat zurückzukehren. Was uns zeigt, daß er der Situation nicht gewachsen war.

Über die Polizei erzähle ich so viel, weil sich in diesem wimmelnden, drängelnden, verschreckten und hoffnungsträchtigen Budapest zwar viel verändert hat, die Sicherheitskräfte aber nicht einmal von einem sanften Hauch der neuen Zeit gestreift wurden. Reform hin, Reform her, die Polizisten sind geblieben, wie sie waren. Wenn die alte Machtstruktur bröckelt, aber nicht zerfallen will, genügt ein Pfiff, und sie kommen und stellen die Ordnung wieder her. Auf die steigenden Preise können sie keinen Druck ausüben, wohl aber auf die Menschen.

Darüber muß jetzt geschrieben werden, das ist wichtig. Ein andermal, später, werde ich mich auf die Schönheiten von Budapest konzentrieren. Denn diese Stadt ist sehr schön.

Romantischen Ideologen galt sie als sündig, sie luden ihr die Verantwortung für den moralischen Verfall und alle Revolutionen auf. Wegen ihres deutschsprachigen – hauptsächlich jüdischen – Bürgertums schmähte man sie als unpatriotisch. Doch auch diese Ideologen haben sich, wenn sie nicht sowieso Budapestener waren, allesamt hier eine Wohnung gesucht.

Der breite Schweif der Donau teilt unsere Stadt in zwei ungleiche Teile: im Westen Hügel und Berge, die Burg mit dem Königsschloß; hier stehen alle Häuser, Kirchen und Paläste unter Denkmalschutz. Im Osten flaches Land, darauf wurde Pest erbaut. Und in der Donau Inseln, die schönste benannt nach der Nonne Margarete, einer Tochter des Königs Béla IV., der im 13. Jahrhundert lebte.

Über die Donau spannen sich schöne schlanke Brücken. Ihre Geschichte möchte ich gern einmal erzählen, und dafür würde ich die schönsten Wörter finden. □



István Eörsi, 58, geboren in Budapest, Schüler des marxistischen Philosophen Georg Lukács, saß wegen seiner Teilnahme an der ungarischen Revolution fast vier Jahre im Gefängnis und lebt seitdem als freier – oft verbotener – Schriftsteller in seiner Heimatstadt. Auf deutsch ist unter anderem seine Kurzgeschichtensammlung „Bei Phalaris“ (1987) erschienen. Sein GEO-Essay wurde von Hans Skirecki übersetzt.



Yves Gellie, 35, Fotograf des Budapest-Portraits, ist gelernter Arzt und seit 1979 Reporter in Paris. Zu den Dingen, die ihn bei seiner Arbeit am meisten erstaunten, gehörte „le libéralisme“ der ungarischen Metropole.